

„Fahrt in den Tod“

Die Menschen im Gazastreifen sind besessen von dem Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein

Kinder verloren ihre Eltern, Eltern ihre Kinder. Allein der Samouni-Clan beklagt 29 Tote. Viele Opfer hatten mit der Hamas nichts zu tun, lebten vom Olivenanbau. Jetzt sind Familien, Häuser und Plantagen zerstört.

MARTIN GEHLEN

Bedächtigt öffnet Salah Samouni den Reißverschluss im Innenfutter seiner Jacke. Drei Farbfotos kommen zum Vorschein, die er hütet wie einen Schatz. Eines zeigt drei Männer auf einer Familienfeier – Vater, Bruder, Onkel – alle im Bombenhagel gestorben. Die anderen beiden zeigen seine zweijährige Tochter Asa, fotografiert als Küken der Familie und im rosa Kleidchen. „Papa, Papa“ habe das Kind noch gerufen, murmelt der 30-Jährige, bevor es mit aufgerissenem Bauch verblutete. Er selbst überlebte die Rakete, weil sein Vater und seine Mutter sich gerade über ihn beugten, um ihn den blutenden Kopf zu verbinden. Ihre Körper fingen die Schrapnells ab, beide waren auf der Stelle tot.

Die Samounis, eine Großfamilie von Olivenbauern, leben am südwestlichen Stadtrand von Gaza-Stadt. Von den meisten der 30 Häuser des Clans sind nur noch Schutthaufen übrig, durchmischt mit Kleidern, Spielzeug, Schulheften und Kochgeschirr. Die wenigen Gebäude, die noch stehen, sind rissig und verkohlte Ruinen. Die braune, fruchtbare Erde ist von Panzerketten zerwühlt, entwurzelte Olivenbäume überall. In der Ferne ist die Grenze zu Israel zu sehen. Wie ein Riesenhut liegt die goldgelbe Kuppel des Minarets inmitten der Trümmer der Moschee. 29 Namen stehen auf dem länglichen Transparenz, das am Trauerzelt der Großfa-

Die Blicke der Menschen sind leer und matt

milie angebracht ist. Es werden Kaffee und Datteln gereicht, die Blicke der Gäste sind leer und matt, andere brüten stumm vor sich hin.

Schräg gegenüber stochert die 38-jährige Nahil Abdullah Samouni mit ihren Kindern im Boden herum. Ihr Mann liegt schwer verletzt im Hospital, ihr 15-jähriger Sohn wurde nach Belgien ausgeflogen – in welche Stadt weiß die Mutter nicht. Jeden Tag kommt Nahil mit den übrigen fünf Kindern hierher. Ein paar Kleider liegen auf einem Haufen. „Wir suchen unsere Pässe“, sagt die schlanke Frau in schwarzem Gewand, während die beiden jüngsten um ihre Füße herumkrabbeln. Das Haus, vor fünf Jahren gebaut, war alles, was sie hatten.

Wen man auch fragt von den Samounis, alle erzählen die gleiche grausame Geschichte. Erst kamen nach Mitternacht die israelischen Panzer, dann die Soldaten. Alle rauskommen, befahlen sie den Bewohnern und pferchten 70 Frauen, Männer, Alte und Kinder in einem Haus zusammen. „Bist Du ein Terrorist?“, habe ihn ein Soldat angehehrt, berichtet einer. Nach 24 Stunden



Leben in Gaza, leben in Trümmern. Eine junge Frau schaut im Ort Salatin nahe der Grenze zu Israel durch ein Loch in der Mauer ihrer Wohnung auf das zerstörte Haus nebenan. Fotos: Katharina Eglau

wagten sich zwei der Eingeschlossenen auf die Straße, um Brennholz zum Kochen zu organisieren. Zehn Meter vor der Tür traf sie eine Rakete – kurz danach schlugen zwei Volltreffer ein. 22 Menschen waren sofort tot, 40 wurden verletzt. Drei Tage lang versuchten Krankenwagen, zu dem Haus vorzudringen. Jedes Mal nahmen israelische Soldaten sie unter Feuer. Erst am vierten Tag gelang es den Helfern, die Verletzten aus der Kampfzone zu evakuieren. „Wir flehten die Soldaten an, uns zu helfen und uns Verbandszeug zu geben“, berichtet einer der Überlebenden. „Doch die sagten nur: ‚Fahrt in den Tod.‘“

Seit letztem Sonntag schweigen offiziell die Waffen – und für die Menschen in Gaza ist es ein langsames Erwachen wie aus einem Albtraum. Drei Wochen Krieg, Beschuss rund um die Uhr, nirgendwo ein sicherer Platz, wo man hätte hin-

fliehen können – die schrecklichsten Tage, die die Bewohner dieses leidgeprüften Küstenstreifens jemals erlebt haben. Über 1330 Menschen sind umgekommen, darunter mehr als 400 Kinder. Fast 5500 Menschen liegen teilweise mit schweren Verletzungen in den Kliniken. Nach ersten Schätzungen sind 4000 Häuser kaputt, 17 000 beschädigt.

Draußen im Stadtteil Zeitun haben sich der kleine Mohammed und sein 22-jähriger Bruder Farash auf den Resten des Familienhauses aus Ziegelschutt und Blechen einen primitiven Unterstand gebastelt. Ihrem Vater befahlen die israelischen Soldaten, mit erhobenen Händen und hochgezogenem Hemd aus dem Haus zu kommen und erschossen ihn direkt vor der Tür. Von ihren Tieren ist den beiden nur eine einzige weiße Taube geblieben, die Farash liebevoll streichelt. Hamas-Kämpfer habe es keine in der Ge-

gend gegeben, versichert er. „Das war ein Krieg gegen uns alle. Hamas, Fatah und Islamischer Dschihad – sie alle können mir gestohlen bleiben“, sagt er. Hamas-Kämpfer seien trainiert, zu kämpfen und abzuhauen, „aber wir hier haben keine Ahnung davon“. Von Politik verstehe er nichts, seufzt er schließlich. „Fragen Sie mich lieber was über Oliven, da weiß ich Bescheid.“

„Die Liste der zerstörten Infrastruktur ist endlos“, sagt John Ging, Chef des UN-Flüchtlingshilfswerks im Gazastreifen. „Das ist nicht die Infrastruktur des Terrors, die da zerstört wurde. Das ist die Infrastruktur eines künftigen palästinensischen Staates.“ Für Ging sind diese Menschen die eigentlichen Opfer. „Dieser Krieg hat nicht nur Gebäude zerstört, sondern auch die Köpfe“, sagt er. Es sei kein Unterschied gemacht worden zwischen den vielen guten und anständigen

Leuten hier und solchen, die als Terroristen gebrandmarkt werden. Politiker hätten sich selbst eingeredet, ihre Politik der Isolierung und Bombardierung des Gazastreifens sei effektiv im Kampf gegen Extremismus. „Sie ist kontraproduktiv, es schafft nur neuen Extremismus“, sagt der gebürtige Ire, der seit drei Jahren das UN-Büro leitet. Die Menschen hier seien geradezu besessen von dem Gefühl, ungerecht behandelt zu werden.

„Es ist ein Fehler, dass Hamas Raketen auf Israel schießt“, sagt die 38-jährige Kuwthar Said, Mutter von sechs Kindern. Doch mehr will sie nicht sagen. „Wir können nicht offen über Hamas reden – das schafft uns nur Probleme.“ Ein anderer erzählt, dass Hamas-Kämpfer in seiner Straße eine große Grad-Rakete abschießen wollten, die bis ins israelische Beersheba fliegen könnten. Er sei auf die Straße gelaufen und habe mit den Kämpfern solange gestritten, bis sie abzogen. Sie wollten das Geschoss neben seinem Haus unter einem Tarnnetz in Stellung bringen. Zehn Minuten sind nötig, um die Rakete zu zünden. „Jeder weiß doch hier, dass er am Ende mit dem Leben seiner Familie und seinem Haus den Preis dafür bezahlt“, sagt der Mann.

Hamas benutzt Zivilisten als menschliche Schutzschilde – für Gaza-UN-Chef John Ging kein Argument, ein solches Blutbad unter unschuldigen Menschen anzurichten. „Wenn in unseren Ländern Menschen als Geiseln genommen werden, erlauben wir der Polizei ja auch nicht, auf die Geiseln zu schießen, um die Kidnapper zu fassen“, sagt er. Es gebe eine Verantwortung

gegenüber Zivilisten, die als Geiseln genommen werden und in diesem Konflikt zwischen Hamas und Israel zwischen den Fronten stehen.

Davon wollen in dem Dorf Salatin an der Nordgrenze des Gazastreifens allerdings manche Bewohner nichts wissen. Viele Häuser sind durch die Raketen regelrecht zusammengefallen. Überall sitzen Menschen auf Plastikstühlen neben ihren Ruinen. Das Rote Kreuz verteilt durchsichtige Folien, damit die Leute zerbrochene Fensterscheiben ersetzen können. Von einem Lastwagen herunter verteilen Helfer Tüten mit Brot. Breite Panzerschneisen kreuz und quer, viele Straßen sind kaum noch passierbar. Für die Hamas hat die Ortschaft strategische Bedeutung. Sie liegt auf einem kleinen Hügel, von hier kann man das 20 Kilometer entfernte israelische Ashkalon gut sehen, das markante Kraftwerk genauso wie den Hafen.

Khalil Misbah Attar streichelt seiner Enkeltochter Mariam über die Haare, während er seine beiden Häuser mustert. Das Dach des linken ist eingestürzt, die Treppe hängt in der Luft, der geborstene Wassertank klemmt oben zwischen den Eisenstreben. In dem rechten Haus hatten sich israelische Soldaten für 17 Tage verschanziert.

Stolz reicht die Familie Fotos von dem ältesten Sohn Wahil herum. Das eine zeigt einen muskulösen jungen Mann am Gaza-Strand, wo er als Rettungsschwimmer arbeitete. Auf dem anderen präsentiert er lachend in Hamas-Montur seine Kalaschnikow, zwei Handgranaten hängen um seinen Hals. Er starb im Straßenkampf gegen die israelische Armee. Auch wenn Vater Khalil seinen ältesten Sohn verloren hat und fast seinen ganzen Besitz – in seiner Unterstützung für Hamas ist er unbeirrt – wie auch der Rest der Familie. „Es war ein von Gott geschenkter Sieg, der Widerstand ist nicht gebrochen, sein Tod war nicht umsonst“, deklariert er.

Im Haus habe die Familie nach dem Rückzug der Soldaten Blutspuren gefunden und einen angebrochenen Erste-Hilfe-Kasten – für ihn ein Erfolgsbeweis für die Kampfkraft der Hamas. Gefragt nach der besten Zeit seines Lebens zögert der 65-Jährige keinen Augenblick. Das war vor der Intifada, als er in Israel auf dem Bau gearbeitet hat. „Mein Chef hieß David und war ein prima Kerl“, schmunzelt er. „Meinen letzten Lohn hat er mir damals sogar in den Gazastreifen nachgeschickt.“

Gazastreifen

Der 360 Quadratkilometer große Gazastreifen liegt direkt am Mittelmeer. Im Norden und Osten grenzt er an Israel, im Süden an Ägypten. In dem 40 Kilometer langen Streifen leben rund 1,5 Millionen Menschen, er ist eines der am dichtesten besiedelten Gebiete der Welt. Seit 1994 steht der Gazastreifen größtenteils unter palästinensischer Verwaltung, 2005 zogen sich die letzten israelischen Siedler aus dem Gebiet zurück. Seit Juni 2007 regiert die Hamas-Organisation in Gaza. eb



Olivenbauer Farash Samouni mit seiner letzten Taube.



Salah Samouni zeigt das Foto seiner zweijährigen Tochter Asa. Das „Küken“ der Familie starb durch die Explosion einer Rakete.

Begräbnis zwischen Presse und Polizei

Menschenrechtsanwalt Markelow hatte bei russischen Systemkritikern und Anarchisten einen Stein im Brett

Es gibt viele, die um den ermordeten Menschenrechtsanwalt Markelow trauern. Die Staatsmacht gehört nicht dazu. Gestern wurde der Jurist beerdigt.

STEFAN SCHOLL

„Das Pfefferspray bleibt hier!“, kommandiert der Milizionär am Friedhofstor. „Und wo soll ich es lassen?“, fragt Alexander. „Steck es einfach in den Schnee!“ Etliche Reizgas-spraydosen wandern in die Schneewehe vor dem Moskauer Friedhof Ostankinskoje. Dort wird Stanislaw Markelow beerdigt, der Rechtsanwalt, der am Montag im Stadtzentrum zusammen mit der Journalistin Anastasija Baburowa von einem Unbekannten erschossen worden ist. Der Menschenrechtsanwalt hatte tschetschenische Opfer russi-

scher Kriegsverbrecher verteidigt, aber auch systemkritische Journalisten oder Junganarchisten wie Alexander. „Stanislaw hat nach Schlägereien mit Neonazis viele von uns rausgepaukt.“ Alexander trägt eine dunkelgraue Kapuzenjacke und Laufschuhe, eine Kluft, die auch deutsche Autonome bevorzugen.

Um das Grab drängen sich rund 200 Menschen. Junge Leute mit dunklen Kapuzen, ältere mit Frauenhüten oder altmodischen Fellmützen. Sie werden belagert von dutzenden TV- und Fotokameras. Ein paar Meter weiter schauen frierende Milizionäre einem Mann zu, der mit seinen Kampfstiefeln einen Ziegel aus dem Schneematsch formt. „He, runter da!“, raunt ein Sergeant einen Fotografen an, der einen Zaun besteigen will. Die Trauernden schweigen. Ein Begräbnis zwischen Presse und Polizei.



Tränen am Grab von Anwalt Stanislaw Markelow. Für viele russische Systemkritiker war er ein Lichtblick. Foto: dpa

Der Tote war jemand, für den die Staatsmacht nur wenig Mitgefühl zeigt. „Wir machen uns keine Illusionen darüber, dass man die Auftraggeber, Organisatoren und Ausfüh-

renden des dreisten Mordes an Markelow und Baburowa unbedingt überführen und bestrafen wird“, heißt es in einer Erklärung der Petersburger Anwaltskammer. Die

Mörder mögen gewaltsüchtige Exsoldaten, Neonazis oder Berufskiller sein. Figuren jenes Dunstkreises, dessen sich nach Ansicht russischer Menschenrechtler die Sicherheitsorgane oft bedienen, um der Opposition ihre Schranken aufzuzeigen. Erst vergangene Mittwoch fielen glänzend informierte Schläger mit Knüppeln über eine Markelow-Trauerprozession in Nowosibirsk her. Die Miliz ließ sich nicht blicken.

Es fängt an zu regnen, die ersten Leute gehen. „Vor allem erstaunt mich, dass unser Präsident sich bisher mit keinem Wort zu dem Mord geäußert hat“, diktiert Lew Ponomarjow von der „Bewegung für Menschenrechte“ einer russischen Fernsehjournalistin ins Mikrofon. Obwohl beide wissen, dass seine Worte wohl an der Zensur scheitern werden. Als einzige Regierungsstelle drückte bisher das Außenministe-

rium Beileid aus. Aber gleichzeitig warf es den westlichen Medien vor, den Mord an dem Rechtsanwalt und der Journalistin „künstlich“ zu politisieren. Und der Moskauer Polizeichef lehnte gestern die Bitte der Oppositionszeitung „Nowaja Gaseta“ ab, Journalisten zu erlauben, Schusswaffen zu tragen. Anastasija Baburowa ist die 4. Mitarbeiterin der „Nowaja Gasete“, die seit 2000 ermordet wurde.

„Wir hätten Stanislaw beschützen können.“ Alexander und seine Anarchisten stapfen zurück zum Ausgang. „Aber er wollte sich nicht mal eine Pistole anschaffen. Er schwebte über den Dingen, ging ganz in seiner Arbeit auf.“ Am Tor wählten Alexander und seine Freunde ihre Pfefferspraydosen aus der Schneewehe. Jenseits der Friedhofmauern wartet ein feindliches Leben auf sie.